

Das neue Ziel

Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

I. Jahrgang



Kronstadt Juli 1920



18. Heft



Eduard Morres: Lithographie.

Molière und seine Zeit

Prof. Stefan v. Hannenheim

Die Regierungszeit Ludwig XIV., die an äusserm Glanz wohl fast jede andere Zeit überstrahlt, ist in den letzten Jahrzehnten einer harten Revision unterzogen worden.

Octave Mirbeau, der berühmte, während des Krieges verstorbene Schriftsteller nennt sie „grauenhaft“. Er sagt es mit der ihm eignen brutalen Offenheit heraus, dass weder die Pracht der Paläste noch die Grazie der Gärten und der Parks, noch der Ruhm ihrer Dichter, noch die Gewalt der Anklagen und der Geständnisse des unsterblichen Memoireschriftstellers Saint-Simon die Schande, die Verbrechen dieses Jahrhunderts löschen können.

„Was sind“, fragt Octave Mirbeau „unsere Laster, unsere Korruptionsaffären, unsere armseligen kleinen Panamas, wenn man sie mit der Korruption jenes berühmten Hofes vergleicht, den manche Leute heute noch als das Muster der Ehre, des Patriotismus bezeichnen?“ — „Bubenstreiche“ antwortet er selbst auf seine Frage. Viele andere, ich nenne bloss Théophile Gautier und H. Taine haben schon früher, wenn auch weniger scharf, die Regierung Ludwig XIV. streng kritisiert, seine Ruhmesblätter zerpfückt, seine Grösse bestritten.

Auf die Literatur und Kunst seiner Zeit ist die Regierung Ludwig XIV. allerdings nicht immer glücklich gewesen. Die Perücke des „grossen Königs“ dominiert darin zu sehr. Das Hofleben mit seiner Etikette mit seiner Konvention hat die Natur verjagt. Die Bäume des Parks von Versailles tragen Locken wie die Hofleute, die Geistesprodukte der Dichter sind ebenso zugestutzt, wie die Aale. Der Wille eines einzigen unterdrückt die individuelle Begabung. Ludwig XIV., der sich gerne unter der Gestalt des Sonnenkönigs personifizieren liess, hatte mehr Verständnis für den Prunk, als für die Kunst. Er wusste, dass zur Regierung eines bedeutenden Monarchen eine gewisse Anzahl von Dichtern, Bildhauern, Malern gehört; nun verschaffte er sich die Künstler, die er nötig hatte zu seinem Ruhm.

Denn die grossen Könige schaffen die grossen Künstler: ein Blick, ein gutes Wort, eine Hand voll Gold genügen. Diese improvisierte Kunst hatte also zum Mittelpunkt und zum Ziele abermals Ludwig XIV. Dem König zu gefallen, den König zu unterhalten, den König zu malen — das war der erste Gedanke vieler damaliger Künstler.

So schritt die Poesie in Galakleidern einher, mit einem Pagen, der ihr die Schleppe trug, da sie fürchten musste, sich die Füsse in ihren golddurchwirkten Seidenkleidern einzuhängen, wenn sie die Marmortreppen von Versailles auf- und niederstieg. Die Natur ist selten dargestellt worden, denn Ludwig XIV. hatte einen Abscheu vor der Wahrheit in allen Dingen und besonders vor der Wahrheit in der Kunst. Die eleganten Damen und Herren fühlten sich bloss auf glänzenden Parketten, zwischen blendenden Spiegeln zu Hause; wenn sie den Fuss auf den Erdboden setzten, musste er in wohlgepflegte Alleen umgewandelt sein, wenn sie die Wälder die Quellen duldeten, musste das Wasser von Ungetümen aus Bronze, in Garben in die Höhe gespieen werden, die Wälder mussten in Hagebuchen umgewandelt sein.

Aus Liebe zum „raisonnement“ und zur Disziplin legte man den ganzen Menschen in die Seele und die ganze Seele in die Vernunft. Die ganze Schönheit lebte nur in diesen menschlichen Seelen. Die Natur war degradiert, banal, unwürdig des Interesses der Dichter.

Doch in dieser Einseitigkeit, in dieser Beschränktheit liegt gleichzeitig die Stärke, die Kraft, die Klarheit vieler Dichter des XVII. Jahrhunderts.

Sie verstanden die Natur nicht, doch sie beobachteten den Menschen mit einer Schärfe, mit einem Verständnis, mit durchdringendem Blick, wie in keinem Jahrhundert früher oder später in Frankreich.

Dieselben Herren, die sich bloss auf Parkettböden wirklich zu Hause fühlten, sie kämpften doch auf den Schlachtfeldern wie die Löwen — und nie ist in Frankreich dieser Heroismus, der Heroismus überhaupt monumentaler, überzeugender, wärmer zum Ausdruck gekommen, wie in den Tragödien Pierre Corneilles.

Die Herren und Damen vom Hofe, die so offizielle Miene machten und im Banne der Konvention zu stecken schienen, sie wurden von glühenden Leidenschaften durchwühlt, von Hass und Liebe und einem Ehrgeiz, der noch stärker brannte, als irgend eine andere Leidenschaft. Nie hat ein französischer Dichter das Seelenleben, die Leidenschaften seiner Zeit mit mehr Tiefe und Formvollendung dargestellt als Jean Racine.

Und die Schwächen dieses Hofes, die Schwächen der Zeit, die Schwächen der Menschheit aller Zeiten, sie haben nie ein schallenderes Gelächter hervorgerufen, als durch die Komödien Jean Baptiste Poquelines, der unter dem Namen Molière unsterblich werden sollte.

* * *
Fortsetzung folgt.

An einem Feiertag

Von E. Boureaul, übersetzt von Karl Teutsch

Es war Nachmittag. Die Sonne umschmeichelt mit ihren warmen Strahlen die bis jetzt erstarrten Wesen. Es herrscht Ruhe. Vor den weit geöffneten Toren stehen alte Gesichter, in ebenso alte gestreifte Shawls gehüllt und jugendliche Gestalten, aber geschminkt und eingehüllt in Kleider, deren Farben in die Augen fallen.

Durch die Mitte der Strasse schreitet ein zerklumpter Zigeuner mit zwei leeren Wassergefässen in den Händen. Einige Mädchen spazieren mit träumerischen Blicken auf und ab und spuckten aus: er war ihnen mit leeren Gefässen entgegengekommen. Der Zigeuner bleibt stehen, lacht verschmitzt, schnalzt mit der Zunge und schreit in einer nahezu unverständlichen Sprache „Mat-chiche“.

Die Mädchen lachen und der Zigeuner entfernt sich, seine Gefässe schwingend und seinen Kopf lebhaft nach allen Richtungen wendend, — ein Zeichen seiner Zufriedenheit.

Geputzt wie zu einer Parade, mit einer roten grossen Pelargonienblüte auf der Brust, geht ein junger Mann vorüber, mit der einen Hand die wenigen Härchen drehend, die ihm unter der Nase sprossen, mit der andern ein Weichselstöckchen schwingend.

Gehüllt in einen Salonrock, der früher einmal schwarz war, schreitet mit schlotternden Beinen ein Zigeuermusikant daher, seine Violine verborgen unter dem Rocke haltend. Er ist schwach und abgehärmt, er geht langsam, den Blick auf den Boden geheftet, wie ein verzweifelter Philosoph.

Ein Artillerist lässt seinen Säbel über das Strassenpflaster klappern und schlenkert mit seinen grossen, den Bärenatzen gleichen Händen. Bei einem Tor bleibt er stehen, grüsst militärisch und beginnt mit einer Jungfrau zu sprechen, die in gelb, rot, grün, lila, — kurz, in allen Regenbogenfarben gekleidet ist und mit ihren langen, gelben Zähnen glückselig kichert.

Einige Tore weiter aufwärts stehen, die Hände in die Hüften gestemmt, zwei Gevatterinnen und zanken mit lauter Stimme.

— Na, und was? . . . hat er dir deine Tochter aufgegessen? . . . Sie reden ja nur mit einander.

— Ach was! Aber denk doch an das Mädchen; ist es etwa schön von ihr? Du sollst wissen, dass ich ihn ermorde, wenn er sie nicht heiratet.

— Warum nicht gar! . . . als ob sie nur mit Jonica geplaudert hätte, warum lässt die sie mit allen . . .! — und die empörte Gevatterin schleudert ihr einen Ausdruck entgegen, der sie erröten macht und alle, die dem Gespräch zugehört haben.

Ein vorübergehender alter Pfarrer interveniert und macht dem Streit ein Ende; dann schreitet er mit dem Ausdruck sichtlicher Zufriedenheit weiter mit würdevollem Schritt und wendet sich dem Eingang des Wirtshauses „Zum Dampfschiff“ zu.

Heulend, dass du taub werden könntest, stürzt ein Hund, dem ein Blechgefäß an den Schwanz gebunden ist, aus einem Hof. Das Aufschlagen desselben auf die Pflastersteine macht einen furchtbaren Lärm. Einige Strassenjungen schreien ihm höhnisch nach . . . Fürwahr die gerechten Protestrufe von Mitgliedern des Tierschutzvereins!

Bedenklich wackelnd und die Strasse der Breite nach messend, kommt ein Betrunkener daher und singt, den zerdrückten Hut auf den Augen:

*Ich hab' kein Geld, mir ist es gleich,
Die schöne Wirtin ist ja reich.*

Von Zeit zu Zeit unterbricht ein Schluchzen den heisern und gedehnten Gesang. Bei einem Tor bleibt er stehen und nachdem er unter der Hutkrempe umhergetastet, will er ein Kompliment machen.

Klaffend springt ihm ein Hund entgegen. Der Betrunkene erschreckt, verliert das Gleichgewicht und fällt auf den Rücken.

Die Tore erzittern von dem Lachen der Mädchen. Er steht auf und läuft dem Hund nach.

Die Kirchenglocken schlagen lang gedehnt an.

Die alten Weiber schlagen das Kreuz.

Die Sonne sinkt hinter den Häusern hinab, die sich im Kupferglanz des Himmels wie schwarze Silhouetten abheben.

Die Baumstämme scheinen riesige Skelette zu sein, verbunden mit dem Einkehrwirthaus.

Im Osten lässt sich bereits die Dunkelheit nieder. Tiefe Stille umfängt die Gasse. Nach und nach werden die Tore vereinsamt.

Noch am späten Abend klimpert eine Maid einen Walzer, während ein Hund mit seinem heisern Klaffen gegen diese späte Ruhestörung in der Vorstadt protestiert.

Charles Baudelaire

Von Ernst Maria

Le poète est semblable au prince des nuées
Qui hante la tempête et se rit de l'archer;
Exilé sur le sol au milieu des huées,
Les ailes de géant l'empêchent de marcher.
Baudelaire, L'Albatros.

Man nennt gewöhnlich die Deutschen das Volk der Lyriker. Aber wenn sie es auch sind, die das lyrische Gedicht der Moderne — und nur von diesem ist hier die Rede — bei sich heimisch gemacht, alle

seine Möglichkeiten mühsam sich erarbeitet, seine Stimmungsgelände vertieft, seine Wirkung unendlich verbreitert haben: der erste Impuls, die entscheidende Anregung kam wie auf so vielen anderen Gebieten, so in der neuen Lyrik von den auch hier einzig schöpferischen Franzosen.

Und es sind drei Dichter, die die Gipfelpunkte der französischen Lyrik bezeichnen, die jeder für sich den Gedanken und Gefühlen seiner Zeit neue Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen, ja neue Arten des Gedichtes geformt und so auch die zeitgenössischen Dichter der anderen Völker, oft über mühsame Pfade der Theorien und Programme, zu seinen Zielen und Idealen geführt hat.

Diese drei Grossen, ohne die die lyrische Dichtung der letzten Jahre von vorneherein ganz undenkbar wäre, sind: Charles Baudelaire, Paul Verlaine und Emile Verhaeren.

Uns Heutigen steht von allen diesen unstreitig Emile Verhaeren am nächsten. Und unschwer lässt sich, ausgehend vom Amerikaner Walt Whitman, dem gigantischsten Geistesmotor des letzten Jahrhunderts, dem jubelnden Bejager aller Menschlichkeiten, über Verhaerens schwerere, weil weniger ursprüngliche, ungleich gedanklichere „Hymnen an das Leben“ (das Leben, wie es sich äussert, nicht nur im ruhigen Gras der glänzender Rinderherden und Sonnenschein durch eines würdevollen Baumes Äste, sondern auch — unendlich gewaltiger! in der modernen Grosstadt: Zusammenballungen von Menschenmassen, Arbeiterheere in Fabriken ziehend und riesige Handelsflotten, die — eine neue Armada — zur Eroberung der Welt aufbrechen), bis zu den kosmischen, den ganzen Erdball in inbrünstiger Liebe ekstatisch umarmenden Gesängen unserer jüngsten Dichter (etwa Franz Werfel oder Ludwig Rubiner) eine einzige gerade Linie ziehen.

Paul Verlaine aber wird gelesen werden, so lange noch Menschen vor der Erhabenheit des Nachthimmels zusammenstürzen und durch das irdisch unirdische Wandeln der Geliebten in höchste Verzückungen emporgerissen werden. Sein Werk wird bestehen, so lange Natur, Liebe, Religion bestehen, deren schmerzliche Wunden er wie keiner zuvor sanft und traurig gesungen hat.

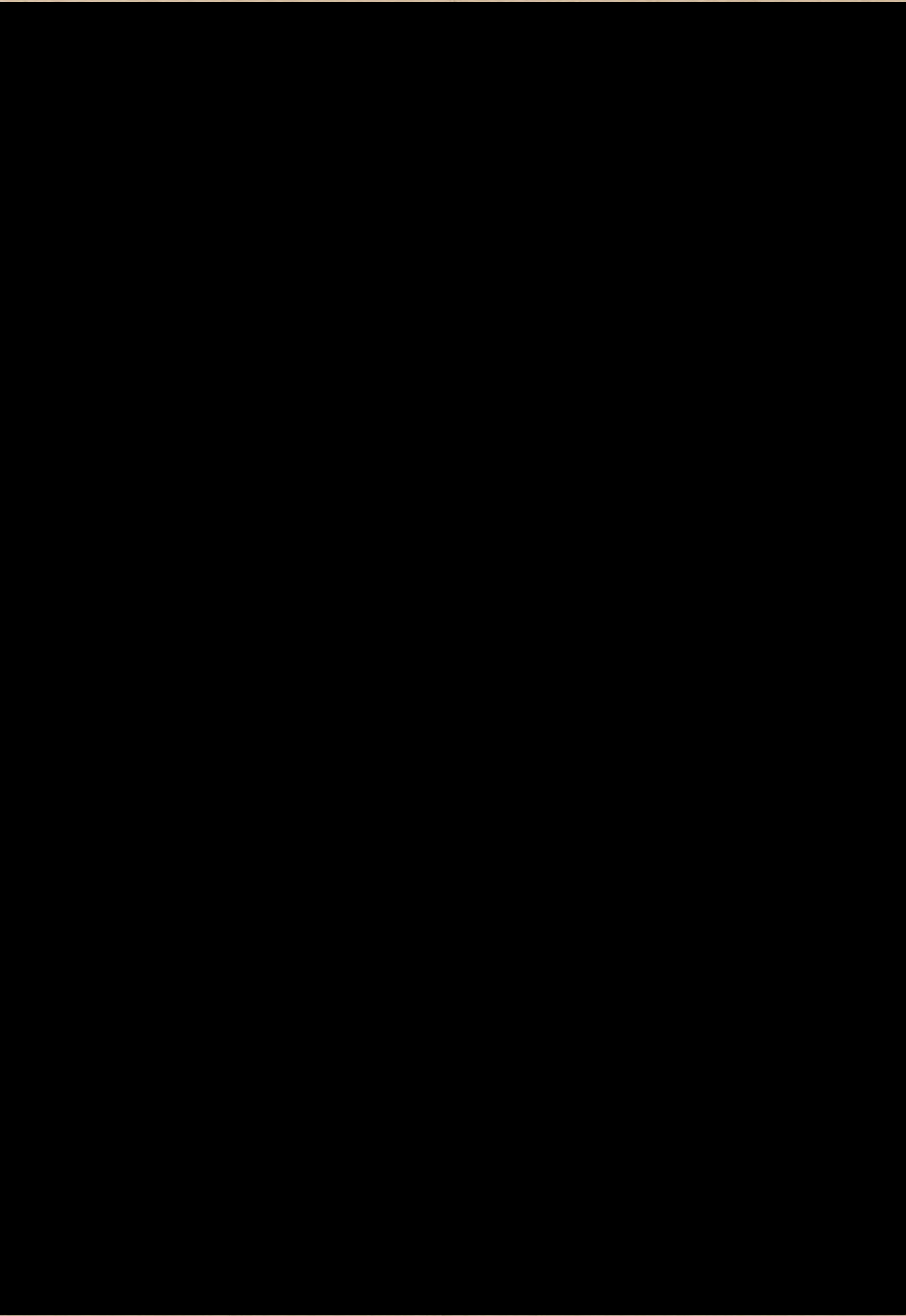
Gerade Charles Baudelaire aber steht der Gegenwart ferner als jeder andere.

Was soll uns Heutigen, die über dem Zusammensturz einer durch den Ungeist verderbten Welt helltönend die Verkündigung vom Geiste empfangen haben, vom Geiste, der zur Tat werden soll, und das Ideal des politischen Dichters, der von seinem selbstgeschaffenen und sich selbst genügsamen Leben, einem Traumleben, zur Menge heruntersteigt und in ihrem Glücke sein eigenes findet, was soll uns dieser Dichter, wie Baudelaire ihn sich dachte, wie er selbst es war: der Dichter, der wie der Vogel Albatros „Herr der Höhenzüge“ ist, aber durch seine grossen Flügel am Gehen gestört wird, wenn er zu „schmählichem Gelichter“ herabsteigt?

Was kann im Zeitalter der Aktivisten, die die Kunst in ihrer Auffassung als Ansporn zur Tat jedes Selbstzweckes beraubt haben, der von Baudelaire führend verfochtene „l'art pour l'art“ Standpunkt bedeuten, die Formenpracht, in der er unersättlich schwelgt, das Ästhetentum, das in des Dichters ganzem Wesen verankert ist?

Aber es wäre ungerecht, Baudelaire einzig und allein an den Ideen der Gegenwart zu messen. Zumal





Eduard Morres: Siebenbürgische Landschaft.

ja, so glühend wir sie auch ersehen, die Gewissheit fehlt, dass sie Ewigkeitsbestand haben werden und nicht eine spätere Zeit nach dem ewigen Gesetz auch der Literaturgeschichte, das Aktion Reaktion und Reaktion Aktion hervorruft, wieder der angeblich überwundenen Periode nähertritt.

Kein Dichter lebt und schafft unabhängig von seiner Zeit und kann somit unabhängig von ihr beurteilt und gewertet werden. Die Zeit aber, der Baudelaire angehörte, war die des schrankenlosen Subjektivismus und Sich-Auslebens der Persönlichkeit, die in ihrer Konsequenz naturgemäss zu körperlicher ebenso wie einstiger Uebersättigung an natürlichen Genüssen und Sucht nach allem möglichen Künstlichen führen musste. Das Zeitalter der Künstlichkeit, Dekadenz!

„Les fleurs du mal“ von Baudelaire aber sind der treffendste, künstlerisch vollendetste Ausdruck dieser Zeit, wie sie umgekehrt auch auf sie vielfach eingewirkt haben.

„Die Blumen des Bösen“ sind nicht in freier Natur erblüht, von Sonne beschienen, von Regen gepeitscht, von Schmetterlingen spielend umflattert.

Auch von Baudelaire gilt, ja in noch höherem Grade, das, was sein grosser Schüler — gross dadurch, dass er nicht nur Schüler war, — der Deutsche Stefan George von sich sagt:

Mein Garten bedarf nicht Luft und nicht Wärme,
Der Garten, den ich mir selber gebaut,
Und seiner Vögel leblose Schwärme
Haben noch nie einen Frühling geschaut.

„Die Blumen des Bösen“ sind Treibhausblumen, von seltsam köstlichen, blendenden Farben wie die Edelsteine, die Baudelaire aus allen Welten in seine Paläste häufte, von betörend exotischem Duft wie das Opium in den Höhlen von Paris, durch das er sich immer aufs neue in Räusche und Träume einwiegte.

Ja, „Die Blumen des Bösen“ sind künstlich, unnatürlich, sogar widernatürlich. Das heisst: wider die Natur, wie sie den „normalen“ Sinnen des Dutzendmenschen erscheint — aber welches Kunstwerk ist in solchem Sinne nicht widernatürlich? — doch im tiefsten adäquat der eigenen Natur des Dichters. Die freilich so „unnatürlich“, so „abnormal“ d. h. so weit entfernt von der Solidität der Bürger war, dass er unter ihnen stets ein Einsamer und Fremder blieb und bald schmachvollst aus ihrem Kreise verstossen ward.

Aber sein Werk kann nicht verstossen werden, so sehr auch in ihrer Einseitigkeit übertreibende Literaten sich bemühen, alles Ästhetische aus der Kunst zu verbannen. Und die Ursache dessen ist: seine Schönheit. Schönheit, die sich wie ein Wunder offenbart in berauscher Wortpracht, im Glanz der Bilder und im Klang der Rhythmen, worin Baudelaire unbestrittener Meister ist.

Der Einfluss ist auch unübersehbar, den seine Kunst auf die zeitgenössischen Lyriker aller Kulturvölker geübt hat. Von den Deutschen besonders — wie schon erwähnt — der in seiner überragenden Bedeutung noch immer viel zu wenig gewürdigte Stefan George, der auch sein bester Übersetzer ist, und dann der jungverstorbene Georg Heym, ein Dichter von wahrhaft kosmischer Visionshaftigkeit. (Nachdruck verboten.)

Der Hafen

Skizze von Charles Baudelaire. Übertragen von H. Hesse.

Ein Hafen bildet eine entzückende Zufluchtsstätte für eine Seele, die ermattet ist von den unruhigen Kämpfen des Lebens.

Der weite, so unfassbare weite Raum des Himmels . . . die wandernden Gebilde der Wolken, die sich bald in düstern Massen auftürmen wie die Riesen einer Alpenwelt, bald in zartem, wundersamem Weiss erschimmern wie ein holdes Märchen . . . das wechselnde Farbenspiel des Meeres . . . das Funkeln und Gleissen der Leuchttürme — alle diese Bilder ziehen an dem Geiste vorüber wie in einem Kaleidoskop, das die Augen stets fesselt, ohne sie je zu ermüden.

Die hochaufragenden Formen der Schiffe mit ihrem verwickelten Takelwerk werden von den Wogen harmonisch geschaukelt und wecken so in der Seele den Sinn für Rhythmus und Schönheit. Und besonders für den, der weder von Neugier noch von Ehrgeiz beherrscht wird, gibt es dort eine erlesene, geheimnisvolle Wonne — so auf dem Aussichtsturm zu lehnen oder sich auf den Hafendamm zu stützen und die Mienen und Bewegungen aller derer zu beobachten, die da kommen und gehen, die noch den Drang verspüren zu reisen, und noch die Kraft haben, zu wollen und zu jagen — nach dem Glück . . .



Chinesische Dichtungen

Die Quelle im Pfirsichblütenwald. Von Tao Yuan Ming

Es lebte einst, zu Tai Jüans, ein Fischer in Wulin. Dort war ein Fluss, auf dem er aufwärtsfuhr, und er vergass, ob weit oder nahe er gefahren war, als da ein Wald ganz hell von Pfirsichblüten beide Ufer wohl viel hundert Schritte tief umging. Da gab es keine andere Bäume, frisches, schönes Duftgras nur, in das sich Pfirsichblütenblätter niederstreuten. Der Fischer wunderte sich sehr darüber, und er fuhr noch weiter, denn er mochte wissen, wo des Waldes Ende war. Am Waldesrande aber war ein Berg, da quoll der Fluss heraus, und da war auch ein kleiner Gang hinein — wie lichtumschwebt.

Dort trat er ein — es ging gerade — wenig Schritte weiter aber ward es hell und weit — ein weithin ausgedehntes Land. Zwischen guten Feldern, schönen, seichten Wasserflächen lagen saubere Hütten und auch Häuser. Wege führten kreuz und quer, es gab wohl alle Arten Bambuspflanzen und viel Maulbeersträucher. Von jedem Dorfe zu dem andern klang die Antwort zu den Hunden und den Hühnern. Männer und Frauen — wie unsere Leute herausen — säen die Felder; friedlich und froh des eigenen Tuns waren so Kinder als Greise.

Sie staunten, als sie unsern Fischer sahen und ihn dann befragten; über seine Reden aber luden sie ihn ein zu sich und gaben ihm vom Wein und schlachteten zum Mahl die Hühner. Im Dorfe hörte man davon, und jeder kam und fragte. Selbst erzählten sie, dass ihre Eltern einst zur unruhigen Zeit von Tsin Sche Huang mit Frau und Kind und allen Leuten fort und hergezogen seien, dass von damals her nicht einer mehr herausgekommen sei, und dass sie auch daher nichts wüssten von den Menschen draussen. Wer wohl König sei, das fragten sie; sie kannten nicht die Dynastie der Han, geschweige die der Wei und Tsin. Der Fischer aber gab ihnen von allem Kunde, was er wusste, dass sie nur so lauschten. Mancher Tag verging ihm dort auf diese Weise, eingeladen und bewirtet, wie er war, mit Wein und Speise. Dann beim Abschied meinten sie, es sei wohl nicht der Mühe wert, den Leuten draussen was davon zu sagen.

Der Fischer kam wieder heraus, bestieg sein Boot zur Heimkehr und behielt genau die Orte der Umgebung im Gedächtnis. In der Hauptstadt des Bezirkes gab er dem Beamten hübsch Bericht, und der hat Boten ausgesandt nach jeder Schilderung. Die haben sich dabei verirrt und nicht den Weg gefunden. — — —

Wohl ging noch Liu Tse Ki, der Weise aus dem Süden, frischen Mutes auf die Suche. Aber ehe er Erfolg erreichte, ward er krank und starb. Seither hat niemand nach dem Weg gefragt.

Heimat.

Von Wang Tschuan.

Leise ferne Worte
Bergeseinsamkeit.
Sonne späht im Walde.
Licht im Moose.

Schwermut der Nacht.

Von Li Tai Pe.

Vor meinem Bett liegt Mondenschein
Wie Reif auf einem stillen Rain.
Gehobnen Hauptes blick ich nach dem Monde aus.
Gesenkten Hauptes sehn ich mich zum Vaterhaus.

○○○○○

Zwei Gedichte

Von Michael Eminescu. Übersetzt v. Dr. Konrad Richter, Bukarest

Grosser Mond im Laub.

Grosser Mond im Laub. Und leise
Flüstert es im hohen Wald;
Durch alte Erlenzweige schallt
Wehmutsvoll des Posthorns Weise.

Ferner — leiser — leise — ferne —
Und es tröpfelt, drängt und quillt
Mir ins wunde Herz und stillt,
Stillt es: sterben möcht ich gerne,
Wann schweigst du, holdes Tönen,
Das mein Ohr begierig trank?
Ach ich werde deinen Klang
Früh zu missen mich gewöhnen.

□

Am Bergsee.

Tiefe Bläue strahlt der Bergsee,
Drin die gelben Mummeln ranken;
Weisser Wellenkreise Rhythmus
Macht den Kahn am Ufer schwanken.

Auf dem Ufersteige steh ich,
Horchend, wartend, wieder schreitend:
Wird sie aus dem Wasser tauchen,
Sehnsuchtsvoll die Arme breitend?

Rauschten Wasser nicht berauschend,
Als wir in den Nachen hüpfen?
Liess ich nicht das Steuer fahren,
Weil die Ruder schon entschlüpfen?

Haben nicht des Mondes Strahlen
Uns mit Glück und Lust umzogen?
Flüstert nicht der Wind im Rohre?
Klingen nicht die blauen Wogen?

Doch sie kommt nicht. Einsam wart ich,
Bis die Tränen niederquellen,
An des blauen Bergsees Ufern,
Wo die gelben Mummeln schwellen.

○○○○○

Kirchenkonzert

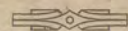
Einen überaus erfreulichen Eindruck hinterliess das erste Konzert des ev. Schülerkirchenchores unter Leitung des stellvertretenden Musikdirektors Paul Richter.

Eingeleitet wurde der Abend durch die Sonate für Orgel von Paul Richter. Diese Sonate (d-moll) ist das Werk eines reifen Musikers: kontrapunktisch hervorragend gearbeitet, in der Erfindung geistreich und stets von tiefer Musikalität erfüllt. An feinen und interessanten Klangkombinationen reich. Besonders hervorheben möchte ich die sehr schön gearbeiteten Sätze Allegro moderato (Fuge) und Andante con variatione.

Sowohl in der Sonate als auch in der geschickten und schwungvollen freien Orgelphantasie erwies sich Richter als genauer Kenner und Beherrscher unserer Orgel.

Über die Vorträge des Kirchenchores will ich nur sagen, dass präzise und klangschön zu Gehör gebracht wurden. Wir hatten wieder einmal das Vergnügen, unsern Kirchenchor auf voller Höhe seiner Leistungsfähigkeit zu sehen. Das Lob ist nicht zu hoch, wenn ich behaupte: der Chor hat selten besser gesungen als diesmal unter Paul Richters Leitung.

Solist des Abends war Professor A. Moldrik, der in gewohnter Weise drei kleinere Stücke zum Vortrag brachte.



In eigener Sache

Die ungeheuren Papierpreis- und Druckpreissteigerungen zwingen uns, vorübergehend, den Umfang unserer Hefte einzuschränken.

Die Herstellungskosten eines Heftes kommen uns auf rund 7 Kronen zu stehen. Wir haben bisher reichliche Opfer gebracht, wollen aber auch weiterhin mit dem Preis unserer Zeitschrift nicht hinaufgehn. Darum bitten wir unsere geehrten Leser, die vorübergehende Raumeinschränkung geneigt hinzunehmen, wir werden trachten in knapper Form inhaltlich immer Gediegeneres zu bringen.

Weiter geben wir bekannt, dass Druck und Verlag unserer Zeitschrift zur jungen, aber leistungsfähigen und fleissigen sächsischen Firma: **Benkö & Hanzhanz** übergegangen ist.

Die Schriftleitung.



JULIUS NEDOMA

Modewarenhandlung
KRONSTADT.

JOSEF GRIMM

Fabrik für Bautischlerarbeiten und Möbel
Kronstadt

Romänische Kirchengasse 101.

LANG, ROSENTHAL & PALMHERT



Steingut,
Glas, Porzellan,
Tafelglas, Spiegel, Lampen,
Bilderrahmen, China-
silberwaren usw.
Import-Export.



Braşov — Kronstadt — Brassó

12 Telegramme: Laropa, Braşov • Filiale: Nagyenyed • Telephon Nr. 159

Demeter Gärtner & Comp

Technisches Bureau
u. Bauunternehmung
Cementwaren und
Kunststeinfabrik

= KRONSTADT. =

16

Werkstätte für Kunst-
möbel und Innendeko-
ration, Portal- und Bau-
tischlerei

Brüder Friedsmann

Schwarzgasse 66-68.

18



BITTE
SCHUTZMARKE
UND
ORIGINALPACKUNG
GENAU ZU

SCHUTZMARKE

BEACHTEN
U. NACHAHMUN-
GEN
ZURÜCKZU
WEISEN

ERSTE SIEBENBÜRGER
DELIKATESSEN-HONIGKUCHEN,
BISQUITS U. KAKES-FABRIK

RUDOLF ELGES SÖHNE

KRONSTADT
LANGGASSE 40

NIEDERLAGEN: BUCAREST, STR. ACADEMIEI 47
HERMANNSTADT, ELISABETHG. 64

12 13

Graphische Kunstanstalt
G. LEHMANN & SOHN HEINRICH

Kronstadt
Burggasse 134-136.

erzeugt als Spezialität:

Diplome, Plakate, Aktien,
Geschäftspapiere, Apotheker-
Packungen, Etiketten etc.

17

Buchhandlung
Eduard Kerschner
Kronstadt

Ankauf moderner Romane und
Klassiker-Ausgaben

17

Schriftleitung und Verantwortung: Emil Honigberger, Kronstadt, Burggasse 7. — Eigentümer und Verlag: Neue Zielgesellschaft, Burggasse 7.
Jahresvormerkung K 96. — = 48 Bei Einzelnummer K 5. — = 2 Bei 50 b. Anzeigen 1/2 Seite für 1/2 Jahr K 200. — = 100 Bei.
Alle Rechte vorbehalten. — Buchdruck: Benkö & Hanzhanz, Steindruck: G. Lehmann & Sohn Heinrich.